

wie eine mögliche direkte Verbindung Peter Paul Rubens zur Salzachstadt (S. 115). Der Autor gibt zumindest Hinweise auf Verbindungen nach Antwerpen, die über Erzbischof Marcus Sitticus Graf von Hohenems und die Künstler Frans de Neve und Bartholomäus van Opstal erkennbar sind. Forschungsbedarf besteht auch für den Tamsweger Maler Christoph Lederwasch, der eine wichtige kulturelle Vermittlungsrolle zwischen Italien und Salzburg eingenommen haben könnte (S. 129). Schließlich ist es P. Otto Aicher, der Lehrer des Abraham a Sancta Clara, dessen Biographie – wohl auch wegen der unglücklichen Quellenlage – noch nicht geschrieben ist (S. 181).

Die Achillesferse des Werks ist die Bibliografie. Regelmäßig gehen Literaturzitate des Anmerkungsapparats ins Leere: Mindestens zwei Dutzend zitierte Werke fehlen im ohnehin bereits umfangreichen und polyglotten Literaturverzeichnis. Den schaffensfrohen Autor hat in diesem Fall das ansonsten tadellose Lektorat bzw. Korrektorat im Stich gelassen. Freilich werden sich jene Leserinnen und Leser, die den wissenschaftlichen Anhang in ihre Lektüre mit einbeziehen, zu helfen wissen und die fehlenden Werke recherchieren. Darunter eines der zahlreichen Œuvres aus der Feder des Autors, eine 2012 erschienene Sammlung von lesenswerten Mini-Traktaten¹. Das Malheur ist vermutlich einer engen Terminplanung geschuldet, dank der das Werk 2014 zeitgleich mit der Eröffnung des DomQuartier Salzburg erscheinen konnte. Dennoch ist der vierte Band der Reihe *uni bibliothek* insgesamt eine starke Leistung eines eingespielten Teams.

Das Motto *disce mori*, das hinter dem prägnanten Titel steht, zieht sich durch das gesamte Werk. Jede einzelne Biographie, jede Darstellung ist ein Lehrbeispiel für sich. Die Gewissheit des Todes ist für alle Menschen ein Auftrag. Dem würde auch Thomas Bernhard zustimmen.

Gerald Hirtner, Salzburg

Josef MILTSCHITZKY, *Ottobeuren – ein europäisches Orgelzentrum. Orgelbauer, Orgeln und überlieferte Orgelmusik*, Tectum Verlag, Marburg 2015 (= 273. Veröffentlichung der Gesellschaft der Orgelfreunde), zahlreiche Abbildungen sw. u. farb., 990 Seiten, ISBN 978–3–8288–3524–5

Der Ottobeurer Kirchenmusiker, Organist und Musikwissenschaftler Josef Miltschitzky legt hier seine an der Universität Amsterdam eingereichte Dissertation vor. Ziel des Autors ist die umfassende Erhebung des Bestandes aller Orgeln, die sich in Ottobeuren selbst befinden bzw. von Ottobeurer Orgelbauern erstellt wurden. Dabei werden sowohl die Entstehungs- als auch die Rezeptionsgeschichte (d.h. die Renovierungs-, Umbau- und Transferierungsgeschichte) der einzelnen Instrumente in Wort und Bild dargestellt. Die Ar-

¹ Christoph BRANDHUBER, *Aus Salzburgs hoher Schule geplaudert. Hundert Mini-Traktate unter einen Hut gebracht* (= uni Bibliothek 2), Mury Salzmann, Salzburg-Wien 2012.

beit umfasst „einen historischen, einen instrumentenkundlichen und einen die überlieferte Orgelmusik betreffenden Teil.“ (S. 11).

Im Mittelpunkt des umfangreichen und detailbesessenen Werkes stehen natürlich die weltberühmten Barockorgeln der Reichsabtei Ottobeuren aus der Werkstatt des aus Eldern bei Ottobeuren stammenden Karl Joseph Riepp. Dieser kreierte zwei Chororgeln und lieferte Entwürfe für eine Hauptorgel auf der Nordempore, die nicht zur Ausführung kam.

Bis ins Kleinste beschreibt und bebildert Miltschitzky Konstruktion, Gehäuse, Windladen, Balganlagen und Winderzeugung, Spielanlage, Trakturen, Pfeifenwerk, Mensuren und Intonation der Riepp-Orgeln. Aussagekräftig ist die Akribie der Darstellung im Bereich der Mensuren der Riepp-Orgeln.

Für zahlreiche Register werden die Werte für Labien, Kernspaltenweite, Fußloch, Körperlänge, Kernfase, Pfeifendurchmesser übermitteln. Besonders wertvoll sind die hier erstmals veröffentlichten privaten (Auf-) Zeichnungen und Mensurtafeln von Zungenstimmen des herausragenden, stilbildenden Intonateurs George Lhote (1967). Auch Fragen nach Stimmtonhöhe und Winddrücken werden mit guten Argumenten diskutiert. Den Bauformen der Zungenpfeifen kommt besonderes Interesse zu, da sie teils französischer, teils deutscher Art sind; auch gemischte Bauformen finden sich (deutsche Köpfe, franz. Nüsse).

Welch fundamentalen Gefahren diese Orgeln ausgesetzt waren, demonstriert die quasi lückenlose Erfassung der Restaurierungsgeschichte der beiden Chororgeln. Während schon 1791 die von Abt Honorat Göhl OSB geplante Umsetzung der Dreifaltigkeitsorgel auf die Hauptempore durch Johann Nepomuk Holzhey verhindert werden musste, und im 19. Jahrhundert diverse Reparaturen erfolgten, verschärfte sich die Situation nach 1900 deutlich.

Damals führende Orgelbauer wie Steinmeyer, Maerz, Koulen beabsichtigten – nicht zuletzt aufgrund diverser Gutachten herbeigezogener Sachverständiger – erhebliche Eingriffe in den Pfeifenbestand, die Intonation, das Spielsystem (Umstellung auf Pneumatik) und die Windversorgung.

Letztlich ist es wohl zwei Benediktinern aus Beuron, P. Gregor Molitor OSB und P. Suitbert Kraemer OSB im Zusammenspiel mit Reichsrat Baron Kramer-Klett durch eine Intervention beim Bayerischen Kultusministerium zu verdanken, dass die Erhaltung der Originalsubstanz bei allen gebotenen Restaurierungsarbeiten als Leitlinie sämtlicher Arbeiten fixiert wurde.

Nach dem II. Weltkrieg begannen auf Initiative von Arthur Piechler (Organist und Komponist) und Otto A. H. Vogel (IHK Augsburg) Planungen für eine große Orgel auf der Nordempore. Diese vom Kulturkreis im Bundesverband der Deutschen Industrie gestiftete, von der Orgelbaufirma G.F. Steinmeyer & Co. (Oettingen) erbaute Großorgel (82/V) konnte 1957 eingeweiht werden.

Für diese sog. Marienorgel gibt der Verfasser die Disposition nach der 2001–2002 durch Orgelbau Klais (Bonn) erfolgten Renovierung (mit zusätzlichen Registern) detailliert wieder: jedes der 92 klingenden Register wird

hinsichtlich Ambitus, Material, Bauform, Weitenmessur (für Pedalregister bei C, c, c' – im Manual zusätzlich bei c² und ³), bei Mixturen inkl. Aufbau der Chöre samt Repetitionspunkten beschrieben.

Nach diesen für Organisten, Organologen, Musikwissenschaftlern und Orgelliebhabern aussagekräftigen, wichtigen und oft auch spannenden Einsichten, verliert die Darstellung der Ottobeurer Orgelszene plötzlich an Relevanz, da Miltschitzky dazu übergeht, sämtliche Orgeln, Örgelchen und Harmonien, die in irgendeiner räumlichen oder genetischen Beziehung zu Ottobeuren stehen, bild- und wortreich vorzustellen. Dabei finden sich hunderte (!) Angaben von folgendem Gewicht: „7.6.1990 Für die ‚*Erniedrigung der Orgelbank*‘ werden 50,- DM in Rechnung gestellt“ (S. 347).

Da kann man nur fragen: So what? Ein „europäisches Orgelzentrum“ begründen weder diese Bemerkungen noch derartige Instrumente, die in jeder „Orgellandschaft“ zahllos zu finden sind.

Nur mühsam setzt man hier die Lektüre fort, zumal durch die kapitelhafte Trennung von Orgelbauer-Biographien/Werkverzeichnis, Werkbeschreibungen und Restaurierungs-/Veränderungsgeschichte manche Informationen bzw. Quellen wortwörtlich zwei- oder gar dreimal wiederkehren, die Schlussfolgerungen aber aus manchen Erhebungen nochmals in einem eigenen späteren Kapitel gezogen werden.

Ein Beispiel: Der Leser bleibt lange Zeit hinsichtlich der Zuschreibung der Nordemporenorgel ratlos zurück, da die zitierten Quellen (S. 246: Zuschreibung sowohl an Zettler als auch an Riepp; auf S. 256 kommt noch Holzhey ins Kalkül) die Urheberschaft glatt widersprüchlich beantworten. Dies lässt der Autor unkommentiert stehen. Erst auf S. 714ff liefert er uns seine Thesen zu diesem widersprüchlichen Befund.

Zu den Highlights des Bandes zählt sicher der Nachweis der engen Verbindungen Ottobeurer Orgelbauer – Gebrüder Riepp, Joseph Louis Weber, Joseph und Gregor Rabiny, Jean Baptiste Schweikart- mit dem französischen Orgelbau, und deren wechselseitige Befruchtung. Dies alles hat der Verfasser in bewundernswerter Auswertung zahlreicher, oft schwer zugänglicher und überraschende Einsichten gewährender Dokumente aus Archiven, privater Hand und einschlägiger Literatur belegt.

Im Blick auf den Orgelbau gelingt der Nachweis des in Frankreich, nicht in Deutschland üblichen (Einzelton-) Ravalements auch für die Ottobeurer Chororgeln. Geradezu sensationell mutet der entmystifizierende Nachweis der Pfeifenherstellung auf Vorrat an: so bietet Riepp der Abtei Salem Pfeifen an, die er ursprünglich für Ottobeuren gefertigt hatte.

Durchaus süffig liest sich die Darstellung der überaus erfolgreichen Aktivitäten Karl Joseph Riepps als Wein- und Immobilienhändler.

Der dritte, die überlieferte Orgelmusik betreffende Hauptteil der Dissertation, fällt relativ schmal aus, da lediglich drei Quellen für Klaviermusik des 17./18. Jahrhunderts in Ottobeuren auffindbar sind. Der Verfasser begründet

dies einleuchtend mit der in der Liturgie vor allem geforderten Improvisation. Dagegen bieten viele Werke der in Ottobeuren reichhaltig gepflegten Figuralmusik (Messen, Offertorien, Vespern, Litaneien etc.) Passagen für die konzertierende Orgel, wobei auch Angaben für die Registrierung und den Pedalgebrauch mitgeteilt werden (Benedikt Kraus!).

Das gründlichst recherchierte Werk schließt mit einem umfassendem Quellen- und Literaturnachweis sowie einer beeindruckenden Diskographie (inkl. Video- und TV-Produktionen) zu den Orgeln der Basilika Ottobeuren.

Michael Hartmann, Seeshaupt

Kathrin MÜLLER, *Zisterzienser und Barock. Die Kirchen der Oberdeutschen Kongregation im Spannungsfeld von Ordensidentität und lokaler Tradition* (= SMGB Ergänzungsband 49) EOS Editions, St. Ottilien 2016, 864 S., zahlreiche Abbildungen, ISBN 978-3-8306-7737-6, 69,95 €

Anzuzeigen ist ein opulentes kulturgeschichtliches Werk, das als kunsthistorische Dissertation eingereicht wurde, aber weit über dieses Gebiet hinausgeht. Die Autorin Kathrin Müller hat ihre Arbeit interdisziplinär angelegt, geleitet allerdings von einem „primär kulturhistorischen Ansatz“ (s. Seite 25).

Für Leser mit wenig Zeit und spezifischen Interessen stellt Müllers dickleibiger Band eine hohe Anforderung dar. Auch wer ihn beispielsweise allein aus Interesse für ein einzelnes zisterziensisches Barockkloster aufschlägt, hat eine vielstündige Lektüre vor sich, wenn er die Zusammenhänge rezipieren möchte, in die sein Thema von der Autorin gestellt wird.

Kathrin Müllers Arbeit verdient dennoch aus vielen Gründen Bewunderung. Eine Publikation solchen Umfangs erfordert neben rhetorischer Sicherheit eine große zeitlich-logistische und geistige Spannkraft. Die Autorin hat diese Aufgaben sicher bewältigt, bis zum Schluss eine routiniert wirkende, gut lesbare Prosa durchgehalten und den argumentativen Gang ohne Redundanzen zielstrebig entfaltet.

Die Ausgangsfrage der Autorin ist, ob, analog zum Mittelalter, eine spezifisch zisterziensische Ordensidentität auch im barocken Kirchenbau ihren Ausdruck gefunden hat (s. S. 19). Eine Antwort kann nur in der Zusammenschau einer ausreichenden Menge von Klosteranlagen gefunden werden. Müller wählt hier mit den Abteien der Oberdeutschen Zisterzienserkongregation einen sinnvollen „Pool“ für ihre Untersuchung aus. Der ausführliche historische Teil zu Beginn widmet sich zum einen der Geschichte der Oberdeutschen Kongregation, die in ihrer Identität ja für die Bauten prägend war, und der mittelalterlichen Architekturgeschichte der Zisterzienser, an die in der Barockzeit in geeigneter Weise anzuknüpfen war. Insbesondere war hier zu klären, ob die mittelalterlichen Vorschriften für die Kirchenbauten und ihre Ausstattung in der Neuzeit noch Geltung besaßen. So wurde das Turmverbot des Generalkapitels von 1157 nie aufgehoben. Dennoch wurden die barocken Zisterzienser-